



Ralph Jessen (Hg.)

KONKURRENZ IN DER GESCHICHTE

Praktiken – Werte – Institutionalisierungen

campus

Konkurrenz in der Geschichte

Ralph Jessen ist Professor für Neuere Geschichte an der Universität zu Köln.

Ralph Jessen (Hg.)

Konkurrenz in der Geschichte

Praktiken – Werte – Institutionalisierungen

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Die vorliegende Publikation entstand mit freundlicher Förderung durch das Internationale Kolleg Morphomata an der Universität zu Köln und das Bundesministerium für Bildung und Forschung.



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-50075-1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2014 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlagmotiv: Geschlechtertürme im italienischen San Gimignano © fotolia / The Factory

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

www.campus.de

Inhalt

Konkurrenz in der Geschichte – Einleitung.....	7
<i>Ralph Jessen</i>	
Konkurrenz als sozialer Handlungsmodus – Positionen und Perspektiven der historischen Forschung.....	33
<i>Karl-Joachim Hölkeskamp</i>	
Wettbewerb als historischer Begriff.....	59
<i>Tobias Werron</i>	
Konkurrenz. Ein Handlungsmodus und seine kulturellen Effekte.....	95
<i>Markus Tauschek</i>	
»Immer der Beste sein« – Konkurrenz in der athenischen Demokratie.....	119
<i>Elke Stein-Hölkeskamp</i>	
Aristokratische Konkurrenz in der römischen Republik. Möglichkeitsraum – Soziale Schließung – Transformation	141
<i>Marian Nebelin</i>	
Städtische Konkurrenzbeziehungen im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Württemberg.....	175
<i>Nina Kühnle</i>	
Logik und Semantik des Ranges in der Frühen Neuzeit	197
<i>Barbara Stollberg-Rilinger</i>	

Auktionen und die Erfahrung der Konkurrenz als Marktmechanismus – Betrachtungen zur britischen Wirtschafts- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts	229
<i>Christiane Eisenberg</i>	
Deutsche Konkurrenzkulturen nach dem Boom.....	261
<i>Morten Reitmayer</i>	
Internationale Konkurrenz als nationale Bedrohung – Zur politischen Maxime der »Standortsicherung« in den neunziger Jahren.....	289
<i>Wencke Meteling</i>	
»Eine Art <i>pole position</i> im Kampf um die Futtertröge« – Thesen zum Wettbewerb zwischen Universitäten im 19. und 20. Jahrhundert.....	317
<i>Margit Szöllösi-Janze</i>	
Kooperation und Konkurrenz in den Naturwissenschaften.....	353
<i>Kärin Nickelsen</i>	
Autorinnen und Autoren	381

Konkurrenz in der Geschichte – Einleitung

Ralph Jessen

Moderne Gesellschaften sind Konkurrenzgesellschaften. Wettbewerb ist ein fast allgegenwärtiger Handlungsmodus zur legitimen Verteilung knapper materieller und symbolischer Ressourcen aller Art. Als primärer Ort der Konkurrenz gelten Märkte, aber ebenso spricht man von »Wettbewerbsdemokratien«, von der internationalen »Konkurrenz der Mächte«, von konkurrierenden wissenschaftlichen Theorien und vom medialen Aufmerksamkeitswettbewerb. Für den Sport sind agonale Inszenierungen konstitutiv, und nicht geringe Teile des Showgeschäfts leben von der Erzeugung oder Simulation von Wettbewerbssituationen. Sowohl auf der Makroebene internationaler Staatenbeziehungen als auch auf der Mesoebene von Organisationen sowie nicht zuletzt auf der Mikroebene kleinräumiger sozialer Interaktion finden sich vielfältige kompetitive Praktiken.

Individualisierung, Kommodifizierung und »Vermarktlichung« haben seit der »Großen Transformation«¹ zur Moderne zu einer fortschreitenden Entgrenzung des Wettbewerbs geführt. Vor allem seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts scheint sich das Prinzip der Konkurrenz immer rascher in alle Lebensbereiche ausgebreitet zu haben: Die Individualisierung in den postindustriellen Dienstleistungsgesellschaften, die langjährige Dominanz des neoliberalen Paradigmas, die Kommunikationsrevolution des Internets, die Erosion traditioneller Sozialmilieus, die Globalisierung der Finanz- und Güter-, Arbeits- und Wissensmärkte, stark gestiegene Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen an ökonomische Akteure, der Rückzug (sozial-)staatlicher Regulierungsansprüche und schließlich der Zusammenbruch der kommunistischen Diktaturen mit ihren etatistischen, egalitaristischen und antikompetitiven Gesellschaftsidealen – alles das hat

1 Polanyi, *The Great Transformation*.

die hegemoniale Geltung des Wettbewerbsprinzips in nahezu allen Dimensionen der Gesellschaft gefestigt.

Die wachsende Reichweite dieser »Verwettbewerblichung« über den engeren Bereich des Ökonomischen hinaus lässt sich leicht mit Beispielen aus ganz unterschiedlichen Sphären der jüngeren Geschichte der Bundesrepublik illustrieren – drei Stichworte müssen hier genügen, um die Breite des Phänomens abzustecken: So haben erstens konkurrenzorientierte Verfahren der Leistungsbewertung und Ressourcenallokation seit den 1980er Jahren im Bildungs-, Hochschul- und Wissenschaftssystem stark an Bedeutung gewonnen. Mehr oder weniger transparente Rankings zu Lehr- und Forschungsleistungen gehören seit den 1990er Jahren zum Alltag der akademischen Disziplinen und Universitäten, ein wachsender Teil der Forschungen wird über Drittmittel finanziert, die unter Wettbewerbsbedingungen eingeworben werden, und die »Exzellenzinitiative« hat die Ressourcenkonkurrenz unter den Universitäten explizit zum wissenschaftspolitischen Steuerungsinstrument gemacht. Die PISA-Studien der OECD trugen mit ihren komparativen Ranglisten maßgeblich dazu bei, dass Bildungspolitik immer häufiger in den Kategorien eines internationalen »Standortwettbewerbs« um »human capital« verhandelt und konzipiert wird.

Inszenierte Wettbewerbe – ein zweites Beispiel – gehören seit Jahren zu den besonders populären Formaten der Unterhaltungsindustrie – sei es in den großen Casting-Shows des kommerziellen Fernsehens oder sei es in lokalen »poetry slams«, die sich seit den 1990er Jahren als kompetitive Literaturperformance zunehmender Beliebtheit erfreuen. Auch wenn hier sicherlich Analogien zum Sportsystem auf der einen und zu älteren Formen des »Künstlerwettstreits« und künstlerischer Wettbewerbe auf der anderen Seite vorliegen, geben massenmediale Vermittlung, »Eventisierung« und populärkulturelle Rahmung diesen Aufführungen eine eigene, neue Qualität. Zugleich ist ihre Beliebtheit nicht nur ein Beleg für den hohen Unterhaltungswert kompetitiver Inszenierungen, sondern auch ein Indiz für die breite kulturelle Akzeptanz des Konkurrerens.

Schließlich sei drittens die Thematisierungskarriere der Zusammenhänge zwischen sozialer Ungleichheit, Konkurrenz und Geschlecht erwähnt, die seit den 1980er Jahren eine anschwellende populäre wie wissenschaftliche Literatur hervorgebracht hat. Während Ratgeber »Karrierestrategien für freche Frauen« und »Neue Spielregeln für Konkurrenz-

und Konfliktsituationen«² anbieten oder »Zicken unter sich« betrachten, um »Lösungen im weiblichen Konkurrenzkampf«³ vorzuschlagen, befassen sich Sachbücher und sozialwissenschaftliche Texte aus kritischer Perspektive mit geschlechtsdifferenten Wettbewerbspraktiken und Karrierechancen in Unternehmen und Organisationen.⁴ Dies wirft ein Schlaglicht auf die Historizität von Konkurrenzkulturen, denn offenbar führte erst die wachsende Erwerbsintegration von Frauen bei gleichzeitiger Kontinuität geschlechtsspezifischer Chancenungleichheiten zu einer Infragestellung beruflicher Wettbewerbspraktiken, die bis dahin als quasi »natürliche Normalität« der Nicht-Thematisierung anheim fielen.

Alles das sind Anzeichen für den Bedeutungsgewinn der Konkurrenz als Deutungsmuster, Handlungsorientierung und Praxis. Zur Gegenwartserfahrung gehören aber ebenso Unbehagen und Kritik an den universellen Geltungsansprüchen des Konkurrenzprinzips und Angst vor seinen destruktiven und a-sozialen Potentialen. Vermeintliche oder tatsächliche Exzesse des Wettbewerbs werden öffentlich skandalisiert, und der Verlust an Gemeinsinn und Solidarität wird beklagt.⁵ »Gerechtigkeit« ist seit einiger Zeit wieder ein Thema auf der politischen Agenda, und damit sind meist nicht die »Gerechtigkeits«-Versprechen des freien Wettbewerbs gemeint. Schon die in den 1990er Jahren einsetzende Diskussion um die Gefährdungen und Chancen der »Civil Society« war nicht zuletzt durch die Sorge um die nachlassende soziale Integration in einer individualisierten Konkurrenzgesellschaft motiviert.⁶ Ob die jüngste Krise der internationalen Finanzmärkte zu einer nachhaltigen Vertiefung dieser Skepsis führen wird, ist noch ungewiss. Die Prosperitäts- und Wohlstandsversprechungen der Verfechter eines sich selbst und den Spielregeln des freien Wettbewerbs überlassenen globalen Geld- und Gütermarktes haben jedenfalls erheblich an Glaubwürdigkeit eingebüßt. Nach Jahrzehnten der Deregulierung und Entstaatlichung steigen wieder die Erwartungen an die Ordnungs- und

2 Ley/Michalik, *Karrierestrategien*.

3 Busse, *Zicken unter sich*.

4 Vgl. z.B. Hofbauer, »Konkurrentinnen«; Goldberg, *Frauen*; Duff, *Frauen*.

5 Vgl. die Spekulationen über den Tod eines jungen Praktikanten in der Londoner City im Sommer 2013, der dessen übersteigertem Wettbewerbs Ehrgeiz zugeschrieben wurde.

Christoph Scheuermann, »Tod eines »Superstars«, in: *Spiegel online* 21.08.2013. Vgl. aus diesem kritischen Genre auch: Freidel, »Vergleiche dich!« sowie den Dokumentarfilm von Carmen Losmann, *Work hard, play hard*.

6 Hildermeier/Kocka/Conrad, *Europäische Zivilgesellschaft*; Gosewinkel/Rucht/Daele/Kocka *Zivilgesellschaft*; Jessen/Reichardt/Klein, *Zivilgesellschaft*.

Steuerungskapazitäten des Staates. Ob dies nur vorübergehende Stimmungsausschläge oder Vorboten eines längerfristigen Paradigmenwechsels sind, der zu einer Umwertung und neuen Einhegung des wirtschaftlichen Wettbewerbs führt, werden die kommenden Jahre zeigen.

Doch um Zukunftsprognosen soll es in diesem Buch nicht gehen, ebenso wenig um eine Dogmengeschichte des wirtschaftlichen Wettbewerbs. Auch richtet sich das Interesse gar nicht primär auf Phänomene der Marktkonkurrenz. Die Gegenwartserfahrung liefert vielmehr die Anregung, um das Prinzip der Konkurrenz als soziale Praxis zum Gegenstand historischer Forschung zu machen. Die jüngsten Pendelschläge zwischen Freisetzung und Einhegung von Konkurrenz mögen aus der Perspektive der Zeitgenossen irritierend wirken – in der historischen Langsicht erscheinen sie als aktuelle Ausprägung einer dem Prinzip der Konkurrenz stets eingelassenen Grundspannung zwischen der Eigendynamik und Eigenlogik des Wettbewerbshandelns auf der einen und seiner Institutionalisierung, Regelbindung und Begrenzung auf der anderen Seite.

»Die überaus mannigfaltige und widersprüchliche Beurteilung, die Wesen und Wert der Konkurrenz in Leben und Schrifttum gefunden hat, erklärt sich nicht nur aus der Verschiedenheit ethischer und politischer Überzeugungen, sondern teilweise aus der Ungenauigkeit, mit der dieser Begriff – fast könnte man sagen: überlieferungsgemäß – gehandhabt wird.«⁷ An dieser Diagnose, die Leopold von Wiese 1923 im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften« niederschrieb, hat sich bis heute wenig geändert. Die Erforschung von Konkurrenz ist nach wie vor Gegenstand verschiedener wirtschafts-, sozial- und geschichtswissenschaftlicher Disziplinen, die diese mit unterschiedlichen Fragestellungen, theoretischen Ansätzen und methodischen Konzepten untersuchen. Wenn man den Gang der Forschung gewissermaßen aus der Vogelperspektive überblickt, zeigt sich zunächst eine Verengung auf die ökonomische Seite von Konkurrenz, dann das Scheitern des Versuchs der soziologischen Revitalisierung eines weiter gefassten Konkurrenzbegriffs und schließlich ein sich intensivierender Transfer von wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsergebnissen in die sozial- und geschichtswissenschaftlichen Disziplinen. Erst in jüngster Zeit mehren sich Ansätze, die das Thema aus dem ökonomischen Kontext

7 Wiese, »Konkurrenz«, S. 825; Rammstedt, »Konkurrenz«.

lösen und es mit genuin sozial- und kulturwissenschaftlichen bzw. –historischen Perspektiven verbinden.

»Konkurrenz« gehört zu den Zentralbegriffen der Wirtschaftswissenschaft. Der Begriff hat die Disziplin geprägt, seit diese zu einer Wissenschaft geworden ist.⁸ Folgt man Mark Blaug, lassen sich in der Geschichte des ökonomischen Denkens zwei Konzepte von Konkurrenz unterscheiden: Das ist auf der einen Seite die Vorstellung von Konkurrenz als eines *Zustands*, eines Gleichgewichts, in dem der Wettbewerb zwischen Anbietern und Nachfragern zur Ruhe kommt, stillgestellt wird; dem gegenüber steht ein Konzept von Konkurrenz, das den Wettbewerb als einen *Prozess* begreift, in dem neue Produkte entwickelt, Märkte erschlossen und Gewinnmöglichkeiten entdeckt werden.⁹

Klassische Nationalökonomien wie Adam Smith, David Ricardo oder John Stuart Mill verstanden Konkurrenz als einen *Prozess*, als eine Aktivität, die Menschen auf Märkten als Wettbewerber engagiert. Freilich erschien ihnen, allen voran Adam Smith, die Konkurrenz als eine Wettkampfrivalität, die nicht sich selbst überlassen werden dürfe.¹⁰ Die »neoklassische Revolution« in den Jahrzehnten um 1900 bereitete dagegen das Modell der so genannten »perfekten« Konkurrenz vor. Unter höchst restriktiven Bedingungen und damit in hohem Maß artifiziell führte die »vollständige« oder »vollkommene« Konkurrenz zu einem Gleichgewichtsmodell von Preisen und Mengen auf dem Markt. Die Konkurrenz war damit gleichsam stillgelegt, an die Stelle der prozessualen Sicht eine statische Betrachtung getreten, Konkurrenz zu einem *Zustand* geworden.¹¹ Eine Rückbesinnung auf Konkurrenz als dynamischen *Prozess* leiteten die Überlegungen von Joseph Schumpeter und Friedrich A. Hayek ein. Bereits Schumpeters Entwurf war ebenso prozessual wie evolutionär,¹² und Hayek begriff Konkurrenz gar als einen Such- oder Entdeckungsprozess, in dem eruiert wird, wer und was den menschlichen Bedürfnissen am meisten nützt.¹³ Die moderne Wettbewerbstheorie rückt entsprechend die *Prozessualität* von Konkurrenz ins Zentrum ihrer Analyse. Sie will erklären, unter welchen Bedin-

8 Dennis, »*Competition*«.

9 Blaug, »*Competition*«; McNulty, »*Economic Theory*«; Backhouse, »*Competition*«; Vickers, »*Concepts of Competition*«.

10 High, »*Split Personality*«; Backhouse, »*Competition*«.

11 Stigler, »*Competition*«.

12 Schumpeter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*; ders., *Kapitalismus*, S. 134f.

13 Hayek, »*Wettbewerb*«.

gungen Wettbewerbsprozesse ablaufen und welche Auswirkungen diese nach sich ziehen.¹⁴

Die entstehende, sich als eigenständige Disziplin formierende Soziologie hat im frühen 20. Jahrhundert wiederholt gegen eine ökonomische Vereinseitigung und Verengung von Konkurrenz Front gemacht. Am Anfang stand Georg Simmel, der Konkurrenz als zentrale soziale Kategorie, als Motor gesellschaftlicher Entwicklung und wichtige vergesellschaftende Kraft sowie nicht zuletzt als allgemeinen Funktions- und Koordinationsmechanismus der »modernen Welt« beschrieb. In die gleiche Richtung wies Max Webers Konzept der Konkurrenz als »friedliche« Form des Kampfes, insofern sie »um eigene Verfügungsgewalt über Chancen geführt wird, die auch andere begehren«.¹⁵ Die Diskussionen auf dem 6. Deutschen Soziologentag im Jahr 1928, der Konkurrenz zum Thema machte, führten nicht wesentlich über Webers und vor allem Simmels Überlegungen hinaus, erweiterten diese jedoch.¹⁶ Leopold von Wiese forderte gegen die ökonomische Verengung des Begriffs eine breitere, soziologische Betrachtung, ohne freilich präzise zu entwickeln, wie eine solche aussehen könnte.¹⁷ Dagegen hob Karl Mannheim auf die soziale Bedingtheit von Wissen und die Rolle der Konkurrenz im Erkenntnisprozess bzw. im Ringen um Deutungshoheit ab.¹⁸

Insgesamt gewinnt man den Eindruck, dass der Versuch der älteren Soziologie, den Konkurrenzbegriff zu revitalisieren und für sich zu besetzen, kaum Resonanz gefunden hat. Lediglich Theodor Geiger griff das Thema Konkurrenz nach seiner Emigration Anfang der 1940er Jahre auf und legte, freilich auf Dänisch verfasst, eine systematische soziologische Analyse der Konkurrenz vor.¹⁹ Es ist bezeichnend für das geringe soziologische Interesse an der Konkurrenz, dass Geigers kaum rezipiertes Buch erst im Jahr 2012 in einer deutschen Übersetzung einer breiteren Leserschaft zugänglich gemacht wurde.²⁰ Stattdessen setzte sich nach dem Zweiten Weltkrieg die Theorie des sozialen Konflikts, ausgehend von Georg Simmel, über Lewis A. Coser in der Soziologie durch. Mit ihr sollte sich die Anpassung und Neuformulierung sozialer Normen und Regeln unter-

14 Heuß, »Wettbewerb«; Voggenreiter, »Wettbewerbstheorie«.

15 Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 27.

16 *Verhandlungen*.

17 Wiese, »Konkurrenz in soziologisch-systematischer Betrachtung«.

18 Mannheim, »Konkurrenz«.

19 Geiger, *Konkurrence*, Buß, *Der Wettbewerb*.

20 Geiger, *Konkurrenz*.

suchen lassen. Auch sollte sie es erlauben, die Regelung von Konflikten als sozial integrierend und damit als Motor des sozialen Wandels zu begreifen.²¹ Es wundert deshalb nicht, dass Konkurrenz in der neueren Soziologie als Begriff wie als Konzept zur Analyse sozialer Beziehungen keine herausgehobene Bedeutung gewonnen hat.

Hat Konkurrenz in der jüngeren sozial- und geschichtswissenschaftlichen Forschung Resonanz gefunden, handelt es sich überwiegend um Arbeitsfelder, die eng mit den Wirtschaftswissenschaften kooperierten oder zumindest von ihnen beeinflusst worden sind. Insofern haben Begriff und Konzept von Konkurrenz auf diesem Umweg Einzug in die Sozialwissenschaften gehalten.

In der Politikwissenschaft waren Joseph Schumpeters Überlegungen zur »Konkurrenzdemokratie«, die gegen die »klassische Demokratietheorie« Front machten, höchst einflussreich. Sie reduzierten Demokratie auf eine Methode, die im Konkurrenzkampf von Eliten um Wählerstimmen eine legitime Regierung hervorbringt. Schumpeter analogisierte damit Politiker und Unternehmer, Politik und Ware, Wahlkampf und Wettkampf. Vor allem sein Gedanke, dass Eliten um die politische Macht konkurrieren, avancierte in den Demokratietheorien zeitweilig zur herrschenden Lehre.²² Das Konzept des »politischen Wettbewerbs« hat in zahlreiche Bereiche der Politikwissenschaft Einzug gehalten. Dabei kam nicht zuletzt der Politischen Ökonomie, welche die Zusammenhänge zwischen Politik und Ökonomie untersucht und dabei auf Ansätze der Public Finance-, Rational Choice- bzw. Public Choice-Schule oder neoinstitutionalistische Konzepte zurückgreift, eine wichtige Brückenfunktion zu.²³ Zuletzt hat außer der Politikfeldanalyse²⁴ auch die Governance-Theorie den politischen Wettbewerb als Mechanismus, der Handlungen koordiniert, in ihr Konzept integriert.²⁵ Dabei konkurrieren Akteure um die Verwirklichung des gleichen Zieles oder Gutes. Diese Konkurrenz hat eine soziale Dimension, weil die Konkurrenten die Handlungen anderer berücksichtigen müssen. Die zu erlangenden Vorteile sind jeweils komparative Vorteile (Macht, Ressourcen) gegenüber anderen Akteuren, deren Wert sich nach Maßstäben be-

21 Coser, *Theorie sozialer Konflikte*.

22 Saage, *Demokratietheorien*, S. 246ff.

23 Obinger/Wagschal/Kittel, *Politische Ökonomie*; Richter/Furubotn, *Institutionenökonomik*.

24 Schneider/Janning, *Politikfeldanalyse*; Nullmeier/Wiesner, »Policy-Forschung«; Nullmeier, »Agonalität«.

25 Benz, »Politischer Wettbewerb«.

misst, die von den Beteiligten gesetzt werden. Die Koordination der Handlungen erfolgt im Wettbewerb durch wechselseitige Anpassung, ohne dass die Handelnden darüber miteinander kommunizieren müssten; Beobachtung reicht aus. Während der Gegenstand des Wettbewerbs die Richtung der Konkurrenz vorgibt, ist ihr Ergebnis offen. So erbringt der Wettbewerb eine doppelte Koordinationsleistung: Er lenkt das Handeln der Akteure in eine bestimmte Richtung und selektiert Handlungsmöglichkeiten. Damit der Wettbewerb funktioniert, bedarf es Regeln und zumindest einer rudimentären Institutionalisierung. Damit unterscheidet sich der politische Wettbewerb, der um Ämter oder Steuern, um Regulierungen, Güter oder Leistungen geführt wird oder sich als Systemwettbewerb ausprägt, vom ökonomischen Wettbewerb. Wie dieser bedarf jener eines Ordnungsrahmens, eines Sets von Grundregeln und Prinzipien, die »das Umschlagen von Konkurrenz in Konfrontation und unfairen Kampf verhindern«.²⁶

In der Soziologie verlief die Reintegration des Konkurrenzproblems ebenfalls über eine Auseinandersetzung mit und einen Transfer aus den Wirtschaftswissenschaften. Bahnbrechend war das Konzept der »Embeddedness« von Marc Granovetter, das auf Karl Polanyis Forderung nach einer »Einbettung« der Marktwirtschaft zurückgriff.²⁷ Granovetter sah den Wettbewerb auf Märkten in soziale wie kulturelle Strukturen eingebettet und regte deshalb an, Kernphänomene des Wirtschaftens wieder mit soziologischen Methoden zu untersuchen.²⁸ Die Wirtschaftssoziologie, die dank solcher Überlegungen einen raschen Aufschwung nahm, will das wirtschaftliche Handeln in den weiteren Kontext sozialen Handelns stellen und den Markt als sozialen Ort, den Wettbewerb als soziales Handeln begreifen.²⁹ Ihr geht es darum, den Begriff des wirtschaftlichen Handelns zu präzisieren und dabei zu fragen, wie Märkte sozial, politisch und kulturell erzeugt werden³⁰ und was deren Stabilität bzw. Instabilität ausmacht.³¹ Dabei lassen sich drei Zugriffe unterscheiden:³² Märkte werden entweder

26 Benz, »Politischer Wettbewerb«, S. 65.

27 Polanyi, *The Great Transformation*.

28 Granovetter, »Economic Action«; Heinemann, *Soziologie*.

29 Beckert, »Economic Sociology?«; Smelser/Swedberg, *Handbook*; Swedberg, »Markets as Social Structures«; Beckert/Zafirovsky, *International Encyclopedia of Economic Sociology*; Maurer, *Handbuch der Wirtschaftssoziologie*.

30 Fligstein, *Architecture of Markets*.

31 Beckert, *Grenzen des Marktes*.

32 Aspers/Beckert, »Märkte«.

als durch Netzwerke bestimmt interpretiert, mit deren Hilfe Informations- und Kooperationsprobleme gelöst werden, oder als Institutionen begriffen, bei denen die Koordination des Handelns durch formelle und informelle Regeln erfolgt, neuerdings aber auch daraufhin untersucht, wieweit sie durch ökonomische Theorien strukturiert werden.³³

Daneben hat sich in jüngster Zeit eine sozialwissenschaftliche Literatur entwickelt, die sich explizit kritisch mit der Entgrenzung des Wettbewerbs in den letzten Jahrzehnten befasst.³⁴ Vor allem arbeits- und managementsoziologische Studien konstatieren – meist mit undeutlichen zeitlichen Konturen – die zunehmende Generalisierung quasi-unternehmerischer Tugenden und Verhaltensanforderungen bis in die unteren Management-ränge hinein: Moldaschl und Sauer vermuten, dass die betriebsinterne »Vermarktlichung« von Beziehungen durch Modelle der »Intrapreneurship« dazu führt, dass fremdgesteuert-hierarchische Kontrollen immer stärker durch die »Subjektivierung« internalisierter Selbstkontrollen abgelöst werden.³⁵ Zu ähnlichen Thesen kommen Pongratz und Voß in ihren Arbeiten zum neuen Typus des »Arbeitskraftunternehmers«,³⁶ Franzpötter in seinem Beitrag zum »unternehmerischen« Angestellten³⁷ und Drinkuths Studie zu den »Handlungslogiken bei entgrenzter Arbeit«. ³⁸ Unter Anknüpfung an Foucaults Gouvernementalitäts-These hat vor allem Bröckling danach gefragt, welche Konsequenzen aus der Entgrenzung innerbetrieblicher Wettbewerbsstrukturen zu erwarten sind. Demnach würden fortschreitende Individualisierung, die Propagierung eines »unternehmerischen Selbst« sowie die Implementierung neuer Managementkonzepte wie Total-Quality-Management (TQM), Benchmarking-Techniken und »Panoramic Feedback« eine agonale Struktur des permanenten Vergleichs institutionalisieren, die den betroffenen Individuen als »Diktat des Komparativs« entgegentrete, von diesen aber zugleich internalisiert und als Selbstführungstechnik habitualisiert werde.³⁹ Auch Autoren wie der Wirtschafts-

33 MacKenzie, *An Engine, Not a Camera*.

34 Eine umfassende »Soziologie des Wettbewerbs« hat jetzt Dietmar J. Wetzel vorgelegt. Wetzel, *Soziologie des Wettbewerbs*.

35 Moldaschl/Sauer, »Internalisierung des Marktes«.

36 Voß/Pongratz, »Arbeitskraftunternehmer«; Pongratz/Voß, *Arbeitskraftunternehmer*.

37 Franzpötter, »Der unternehmerische Angestellte«.

38 Drinkuth, *Subjekte der Subjektivierung*, vgl. auch Wilkens, *Management*; Fatlin, »Kultur des Unternehmerischen«; Fallgatter, »Handeln von Unternehmern«.

39 Bröckling, »Diktat des Komparativs«, ders., *Das unternehmerische Selbst*, vgl. auch Rosa, »Wettbewerb«.

wissenschaftler Stephan A. Jansen, die weniger theoriegeleitete Distanz zum Gegenstand pflegen, konstatieren eine dramatische Veränderung der inner- und außerbetrieblichen Konkurrenzstrukturen und die Notwendigkeit einer Neubestimmung des Verhältnisses von Konkurrenz und Kooperation im Management: »Co-opetition« lautet das Zauberwort der entsprechenden Praxisliteratur.⁴⁰

Hingewiesen sei schließlich auf jene Stimmen, die das De-Legitimierungspotential dieses Wandels von Herrschaftsstrukturen, Handlungslogiken und Wertorientierungen in der Arbeitswelt kritisch herausstreichen. So hat Sighard Neckel argumentiert, dass die immer stärkere Ausbreitung markt- und wettbewerbsorientierten Handelns nicht mit einer Bekräftigung des Leistungsprinzips einhergehe, sondern dass dessen Legitimationspotential im Gegenteil durch die Orientierung an »Erfolgs«-Kriterien, die sich von Leistungen oder Kompetenzen abgelöst hätten, sukzessive unterhöhlt werde. Die den Wettbewerb bislang einhegenden »Sozialnormen« würden entwertet.⁴¹

Eine andere Perspektive nimmt Tobias Werron ein. Er macht die Simmelsche Konkurrenzsoziologie für die Analyse kompetitiver Praktiken auch außerhalb der ökonomischen Sphäre nutzbar und interessiert sich u.a. für die Rolle neuer »universalisierter Dritter« wie Expertennetzwerke oder internationaler Organisationen bei der Herausbildung »weicher globaler Konkurrenzen« etwa um Modernitäts- und Leistungsprestige.⁴² Neue Ansätze finden sich auch bei Bettina Heintz. Sie befasst sich mit der Schlüsselrolle quantifizierender Techniken bei der Herstellung von Vergleichbarkeit auf internationaler Ebene, die wiederum eine entscheidende Voraussetzung für die kompetitiven Dynamiken ist, die beispielsweise die OECD-Bildungsstatistiken ausgelöst haben.⁴³

Schließlich ist auf den Beitrag hinzuweisen, den aktuelle ethnologische und kulturwissenschaftliche Studien für einen neuen, stärker auf die konkreten Praktiken der Mikroebene und auf die kulturelle Rahmung des Wettbewerbs gerichteten Zugang zur Konkurrenz leisten. Vor allem der von Markus Tauschek herausgegebene Band zu den »Kulturen des Wettbe-

40 Jansen, »Konkurrenz der Konkurrenz«; vgl. auch Schreyögg/Sydow, *Kooperation und Konkurrenz*.

41 Neckel, »Leistung« und »Erfolg«, S. 252; ders., »Blanker Neid, blinde Wut?«; ders./Dröge, »Verdienste«; vgl. auch Menz, *Legitimität des Marktregimes*.

42 Werron, »Direkte Konflikte, indirekte Konkurrenzen«; ders., »Worum konkurrieren Nationalstaaten?«.

43 Heintz, »Governance by Numbers«; dies., »Numerische Differenz«.

werbs« ist hier hervorzuheben, der neben konzeptionellen Überlegungen und gegenwartsbezogenen Untersuchungen auch historische Fallstudien zu Konkurrenzphänomenen des 20. Jahrhunderts bietet.⁴⁴

In der Geschichtswissenschaft wurden Begriffe und Konzepte von Wettbewerb ebenfalls über Transfers aus den Wirtschaftswissenschaften aufgenommen. Das geschah unter unterschiedlichen Perspektiven vor allem auf drei Gebieten: Da sind zum einen Studien, die an die Institutionenökonomik anknüpfen.⁴⁵ Diese fragen nach den historischen Rahmenbedingungen ökonomischer Prozesse, besonders nach Regeln und Normen von Märkten. Operiert wird mit einem weiten Begriff von Institution, der alle Arten von Regelsystemen umschließt. Zum anderen gibt es Studien, die sich um eine Kulturgeschichte des Marktes bemühen.⁴⁶ Sie interessieren sich für die Einbettung von Märkten in einen normativen Rahmen, »der Vorhersehbarkeitsräume durch Schließung wie Eröffnung von Handlungsmöglichkeiten schafft«.⁴⁷ Meist stehen dabei staatliche oder parastaatliche Akteure im Zentrum. Doch lohnt es, nach informellen oder auch illegalen Mechanismen zu fragen, wie sie etwa auf Schwarzmärkten zu beobachten sind.⁴⁸ Schließlich stößt man auf Untersuchungen, die sich, angeregt durch Schumpeter und Hayek, auf den Wettbewerb als »Entdeckungsverfahren« konzentrieren und vor allem den Regelrahmen dieses Prozesses, »Verfahrensregeln im weitesten Sinn«, also »Institutionen«, in den Blick nehmen.⁴⁹ Vor diesem Hintergrund fragt etwa Oliver Volckart unter ordnungs- und institutionenökonomischen Aspekten, wie sich im Spannungsfeld von Wettbewerb und Wettbewerbsbeschränkungen der »politische und der institutionelle Wettbewerb im Mitteleuropa des 11. bis 18. Jahrhunderts auf den Wandel der Institutionen« auswirkte, »die die Wirtschaftsordnung konstituieren, und welche Freiräume [...] diese Wirtschaftsordnung dem ökonomischen Wettbewerb« ließ.⁵⁰ Seine Analyse

44 Tauschek, *Kulturen des Wettbewerbs*. Deutlich weniger empirisch angelegt die Essays in Starbatty/Vogt-Spira/Wertheimer, *Wettbewerb der Kulturen*.

45 Wischermann, *Preußischer Staat*; Wischermann/Nieberding, *Die institutionelle Revolution*; Ellerbrock/Wischermann, *Wirtschaftsgeschichte*; Berghoff, »Transaktionskosten«.

46 Haskell/Teichgraber, *Culture of the Market*; Berghoff/Vogel, *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte*, 2004; Bevir/Trentmann, *Markets*; Nolte, »Der Markt und seine Kultur«; Gudeman, *Anthropology of Economy*; Reddy, *The Rise of Market Culture*; Tanner, *Geschichte der Konsumgesellschaft*; Wieland, »Kapitalismus ist Kultur«.

47 Elwert, »Sanktionen«, S. 117.

48 Zierenberg, *Stadt der Schieber*.

49 Volckart, *Wettbewerb und Wettbewerbsbeschränkungen in Politik und Wirtschaft*.

50 Volckart, *Wettbewerb und Wettbewerbsbeschränkungen im vormodernen Deutschland*, S. 6.

ruht allerdings auf einem schmalen empirischen Fundament und läuft mehr auf eine ordnungs- und institutionenökonomische Analyse an historischem Material denn auf eine empirisch breit angelegte Studie hinaus.

Neben diesen und anderen Arbeiten, die im weiteren Sinne die Geschichte von Märkten behandeln und die man um wirtschaftshistorische Untersuchungen zu branchenspezifischen Wettbewerbskonstellationen ergänzen könnte,⁵¹ gibt es nur eine kleine Zahl von Studien, die sich explizit und begriffsgeleitet mit anderen Konkurrenzphänomenen in der Geschichte befassen. Die Publikationen von Karl-Joachim Hölkeskamp zur politischen Kultur der römischen Republik sind hier etwa zu nennen⁵² oder kulturhistorische Studien, die kulturelle Konkurrenzen in der Frühen Neuzeit zum Thema haben: Die Arbeit von Claudius Sittig über »Semiotik und Ästhetik adligen Wetteifers« in der höfischen Gesellschaft um 1600 kann hier angeführt werden oder – als Spezialthema – die kunsthistorische Paragonforschung.⁵³ Das Wettbewerbsmotiv spielt auch in Arbeiten zur Geschichte des Kalten Krieges und hier vor allem zur deutsch-deutschen Beziehungsgeschichte in der Zeit der staatlichen Teilung eine Rolle, obwohl die Verbindung zu konkurrenztheoretischen Arbeiten eher dünn ist.⁵⁴

Das Ausgangsinteresse des vorliegenden Bandes speist sich erstens aus der Gegenwartserfahrung entgrenzter Konkurrenz, ausgreifender Vermarktlichung und fortschreitender Kommodifizierung, ist aber nicht primär auf die Gegenwart, sondern auf die historische Kontextualisierung und überhaupt die Historisierung von Konkurrenzverhältnissen und -praktiken gerichtet. Denn eines ist klar: Die Rede von der »Entfesselung des Wettbewerbs« darf nicht zu dem Trugschluss verleiten, einer konkurrenzgeprägten Gegenwart stünde eine Vergangenheit ohne Wettbewerb gegenüber. In allen historischen Gesellschaften hat es kompetitives Handeln gegeben, das sich in spezifischen Konstellationen von Werthaltungen und Regeln, Praktiken und Verhaltenserwartungen abspielte. Dies fordert zu epochenspezifischen Studien heraus, aber auch zu interepochalen, dia-

51 Z.B. Erker, *Wettbewerb*; Reindl, *Wachstum und Wettbewerb*.

52 Hölkeskamp, »Krieg, Konkurrenz und Konsens«; ders., »Konsens und Konkurrenz«.

53 Sittig, *Kulturelle Konkurrenzen*. Vgl. auch den Beitrag von Barbara Stollberg-Rilinger in diesem Band. Zur Paragonforschung: Prochno, *Konkurrenz*; Baader/Müller Hofstede/Patz/Suthor, *Im Agon der Künste*; Heiser/Holm, *Gedächtnisparagone*.

54 Wengst/Wentker, *Das doppelte Deutschland*; Lemke, *Vor der Mauer*; ders., *Konfrontation und Wettbewerb*; Balbier, »Die Grenzenlosigkeit menschlicher Leistungsfähigkeit«; dies., *Kalter Krieg auf der Aschenbahn*; Scholtyseck, »Im Schatten der Hallstein-Doktrin«.

chronen Vergleichen und zu synchronen Vergleichen unterschiedlicher Gesellschaften.

Zweitens zeigen die kursorische Skizze der Begriffsgeschichte und der Forschungsentwicklung, aber auch Konjunktur und Krise des Wettbewerbsdiskurses in den zurückliegenden Jahrzehnten die Historizität des Begriffs und der mit ihm verbundenen Deutungsansprüche. Die Semantik der Konkurrenz, ihr Geltungsraum, die ihr zugeschriebenen Erklärungen, Verheißungen und Legitimitätsversprechungen wie die auf sie bezogenen Ängste und Befürchtungen sind historisch variabel und kulturspezifisch unterschiedlich ausgeprägt. Die Geschichte der kompetitiven Praktiken und ihrer Institutionalisierungsformen ist mit der Geschichte ihrer Deutungen, Rechtfertigungen und Narrativierungen unlösbar verbunden. Dieses Historisierungspostulat gilt auch und gerade für die normativmodelltheoretisch ausgerichteten Wirtschaftswissenschaften, die sich oft mehr für das Wettbewerbsprinzip als für die konkreten Praktiken kompetitiven Handelns interessiert haben.⁵⁵

Drittens ist es erforderlich, die Geschichte von Konkurrenz nicht mit der Geschichte des wirtschaftlichen Wettbewerbs gleichzusetzen. Wettbewerbskonstellationen finden sich in vielen Bereichen von Politik und Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur, freilich in historisch äußerst unterschiedlichen Ausprägungen. Dies eröffnet die Möglichkeit, verschiedene Sphären vergangener Wirklichkeit aus der Perspektive eines Handlungsmodus, der Konkurrenz, zu betrachten und zu untersuchen. Für die meisten Themenfelder und historischen Fragestellungen sind dabei weder anthropologische oder soziobiologische Annahmen hinsichtlich der allgemein-menschlichen »Natur der Konkurrenz« weiterführend noch die theoretischen Modelle der Ökonomen.⁵⁶ Viele Beiträge dieses Bandes lassen sich dagegen von Simmels Konkurrenzansatz von 1903 anregen, der eine kultursoziologische Sicht auf das Problem eröffnet.⁵⁷ Auch das heuristische Modell historisch wandelbarer, je zeit- und gesellschaftsspezifisch ausgeprägter Konkurrenzkulturen ist davon inspiriert, die sich hinsichtlich konkreter Wettbe-

55 In begriffsgeschichtlichen Zusammenhängen wäre auch die Frage zu diskutieren, ob zwischen »Konkurrenz« und »Wettbewerb« ein kategorialer Unterschied zu machen ist oder ob die Begriffe – wie in dieser Einleitung – synonym verwendet werden sollten. Vgl. dazu den Beitrag von Tobias Werron in diesem Band.

56 Für eine soziobiologische Position zum Thema siehe: Voland, »Konkurrenz in Evolution und Geschichte«; ders., *Die Natur des Menschen*.

57 Simmel, »Soziologie der Konkurrenz«.

werbspraktiken, regulierender Werthaltungen und stabilisierender Institutionalisierungen untersuchen lassen.

Die Beiträge dieses Bandes sind als exemplarische Annäherungen an ein Themenfeld zu verstehen, das bisher wenig Beachtung der Historikerinnen und Historiker gefunden hat. Drei Aspekte haben bei der Auswahl der Aufsätze eine Rolle gespielt: Erstens sollen Begrifflichkeit, Theoriebezüge und Forschungsperspektive diskutiert werden, die für eine Historisierung von Konkurrenzphänomenen relevant und weiterführend sind. Dieser Part wird von Karl-Joachim Hölkeskamp's programmatischem Aufsatz sowie den Beiträgen von Tobias Werron und Markus Tauschek übernommen. Zweitens wird ein möglichst breiter zeitlicher Horizont angestrebt: Der Blick reicht von der griechischen und römischen Antike bis in die Gegenwart; die epochenübergreifende Bedeutung des Handlungsmodus Konkurrenz soll beispielhaft fassbar werden. Drittens werden unterschiedliche Orte und Kontexte des Wettbewerbshandelns inspiziert. Absichtlich wurde darauf verzichtet, den Schwerpunkt auf ökonomische Praktiken zu legen, obwohl auch diese angesprochen werden. Es geht gerade darum, die Ubiquität und Vielgestaltigkeit des Kompetitiven aus historischer Perspektive zu erschließen.

Im einleitenden Aufsatz des Althistorikers *Karl-Joachim Hölkeskamp* über die »Konkurrenz als sozialer Handlungsmodus« wird der oben angesprochene Ansatz im Einzelnen entfaltet, Konkurrenzkulturen auf der Ebene von Praktiken, Werthaltungen und Institutionalisierungsformen zu operationalisieren. Inspiriert von Simmel, betont er einerseits den ambivalenten, konflikthafte und integrative Elemente umfassenden Charakter jeder Konkurrenz und hebt andererseits die außerordentliche historische Variabilität ihrer kulturellen Kodierungen und institutionellen Regulierungen hervor. Wenn Konkurrenzen in allen historischen Gesellschaften vorzufinden sind, stellt sich die spannende Frage, wie diese jeweils mit den Destruktions- und Integrationspotentialen des Wettbewerbs umgingen. Der Beitrag plädiert mit Bourdieu und Giddens für einen stark »praxeologischen«, auf konkrete Konkurrenzereignisse fokussierten Zugang, der zugleich die strukturellen, institutionalisierten Rahmenbedingungen im Blick hat. Gerade diese mikrohistorische Nahsicht zeige, so Hölkeskamp, wie ergebnisoffen und prekär, instabil und dynamisch Konkurrenzverhältnisse bei allen Bemühungen um verbindlich institutionalisierte Regeln und Verfahren durchweg seien.

Auch der Soziologe *Tobias Werron* stützt sich in seiner begriffsgeschichtlichen Studie auf Simmels Klassiker. Dabei schließt er sich denen an, die für eine begriffliche Unterscheidung zwischen »Konkurrenz« und »Wettbewerb« plädieren. Ausgehend von der empirischen Beobachtung, dass sich das Wort »Wettbewerb« in der deutschen Sprache erst seit dem späten 19. Jahrhundert durchgesetzt hat, argumentiert der Autor, dass dies mit dem historischen Wandel von Konkurrenzverhältnissen im Zusammenhang stehe. »Wettbewerb« sei, so seine These, »als Reflexionsformel für Konkurrenzen um die Gunst eines Publikums zu verstehen«. Hiervon ausgehend rekonstruiert er zentrale Stationen des begriffsgeschichtlichen Wandels vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart und plädiert abschließend für eine »historische Soziologie der Konkurrenz«.

Mit dem Aufsatz des Ethnologen *Markus Tauschek* kommt eine dritte disziplinäre Perspektive zu Wort, die auf eine kulturanthropologische Wettbewerbsforschung zielt. Auch er argumentiert dafür, eine Unterscheidung zwischen unterschiedlichen kompetitiven Formaten zu treffen, und zwar zwischen ökonomischen Wettbewerbsprozessen auf Märkten einerseits, performativen und zum Teil ritualisierten Praktiken des Leistungsvergleichs andererseits. Sie stellen unterschiedliche Anforderungen an die Akteure und ihr »Selbst« und sind mit anderen Sinnzuschreibungen aufgeladen. Neben dem Potential sozialer Kontrolle und Disziplinierung, das in der Allgegenwart wettbewerblicher Inszenierungen liegt, seien allerdings auch, so der Verfasser, die Handlungsoptionen und Reflexionschancen der Konkurrierenden nicht außer Acht zu lassen.

Den drei konzeptionellen Beiträgen folgen zwei Sondierungen zu Konkurrenzverhältnissen in der Antike. *Elke Stein-Hölkeskamp* befasst sich mit der Konkurrenz in der athenischen Demokratie. Sie untersucht die Regeln, kulturspezifischen Normen und Werte, Institutionen und Praktiken, die der Konkurrenz um politischen Einfluss einen Rahmen gaben. Vor allem konzentriert sie sich darauf, welche Vorkehrungen getroffen wurden, um das Wettbewerbsverhalten der politischen Akteure auf die »Gunst des versammelten Volkes« zu richten und die potentiell desintegrierenden Effekte der Konkurrenz einzudämmen. Die athenische Demokratie wird als eine politische Kultur vorgestellt, »deren institutionelle Ordnung die Angehörigen der Elite in einen permanenten Wettbewerb [zwang]«. Dessen Hauptaustragungsort war die Volksversammlung der *Ekklesia*, auf der die Eliten um Einfluss auf den *demos* und um die politische Führung konkurrierten.

Marian Nebelin versteht seine Untersuchung zur aristokratischen Konkurrenz in der römischen Republik nicht nur als historische Fallstudie, sondern auch als Modell, um Kategorien zu entwickeln und zu erproben, die auf die Analyse von Konkurrenzphänomenen in anderen Epochen und Kulturen anwendbar sind. Er schlägt vor, innerhalb einer gegebenen Gesellschaft abgegrenzte und zugleich interdependente »Konkurrenzräume« zu unterscheiden, die sich sektoral definieren lassen (Ökonomie vs. Politik), oder die einer akteurspezifischen Unterteilung folgen, wenn etwa getrennte Konkurrenzräume auf den unterschiedlichen Stufen der sozialen Hierarchie zu verorten sind. So oder so definieren Konkurrenzräume sowohl die Gruppe der in diesem Rahmen als berechtigt angesehenen Konkurrenten als auch das Spektrum der in ihren Grenzen als legitim geltenden Konkurrenzpraktiken. Nebelin spielt diese Überlegung am Beispiel der aristokratischen Konkurrenzordnung der römischen Republik durch. Seine Schlusspointe unterstreicht den prekären und instabilen Charakter von Konkurrenzordnungen: Das Scheitern der aristokratischen Konkurrenzordnung der Republik und ihre Ablösung durch die neue Ordnung der Kaiserzeit lag letztlich, so Nebelin, »im Wesen der aristokratischen Konkurrenz selbst begründet«.

Der Begriff der »Konkurrenzräume« ließe sich zweifellos auch auf die drei Fallstudien zu spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Konkurrenzphänomenen übertragen. Einmal geht es um Konkurrenzen zwischen württembergischen Städten im 13. und 14. Jahrhundert. *Nina Kühnle* verfolgt in ihrer Studie die Frage, wieweit man in dem nahräumigen Nebeneinander vieler kleiner, unterschiedlichen Herrschaften zugehöriger Städte, das aus dem Stadtgründungsboom des 13. Jahrhunderts hervorging, eine absichtsvoll betriebene Politik der Städtekonkurrenz erkennen kann, wie dies vor allem die ältere Forschung getan hat, oder ob es sich eher um nachträgliche Deutungen der jeweiligen Bürgerschaften handelte. Ihre Untersuchung von fünf Städtepaarungen zeigt ein uneinheitliches Bild, bei dem bewusst intendierte Konkurrenzgründungen eine untergeordnete Rolle spielten. Häufiger hatte die Entstehung kompetitiver Abgrenzungsnarrative und oft Jahrhunderte währender Rivalitäten zwischen benachbarten Städten etwas mit konkreten Interessenkonflikten oder auch den Effekten der württembergischen Ämterverfassung zu tun.

Die Analysen zur Logik und Semantik des Ranges in der Frühen Neuzeit, die *Barbara Stollberg-Rilinger* vorlegt, behandeln wie der Beitrag von *Marian Nebelin* kompetitive Prozesse und Praktiken innerhalb der gesell-

schaftlichen Elite. Oberflächlich betrachtet könnte man annehmen, dass die hochkomplexen Rangordnungsmodelle, die in der frühneuzeitlichen Gesellschaft jedem Individuum seinen festen Platz auf »einer als universal und allumfassend gedachten, linear-hierarchischen Skala« zuwiesen, Konkurrenz bremsen oder stilllegen würden. Tatsächlich aber wurden sie zur Quelle permanenter Prestige Konkurrenzen, da Rangpositionen nicht nur abstrakt zugeschrieben, sondern immer wieder in sozialer Interaktion performativ inszeniert und bestätigt werden mussten. Schon kleinste Abweichungen oder Regelverstöße konnten eine Kaskade erbitterter Rangstreitigkeiten auslösen, denen sich keiner der Beteiligten entziehen konnte, wollte er nicht gegen die Ordnung dieses »Konkurrenzraums« verstoßen und damit seinen Anspruch auf legitime Zugehörigkeit verlieren.

Der Aufsatz von *Christiane Eisenberg* bewegt sich zeitlich und thematisch an der Grenze zwischen Frühneuzeit und Moderne. Am Beispiel des Auktionswesens im England des 18. Jahrhunderts studiert sie, wie kompetitives Handeln in einem abgegrenzten Rahmen erprobt und eingeübt wurde. Auktionen spielten im 17. und 18. Jahrhundert beim Verkauf von Konsum- und Luxusgütern, auf Finanzmärkten und im Sport in Gestalt von Wetten eine erhebliche Rolle und waren damit eine äußerst populäre »Schule des Konkurrierens auf Märkten«. Vor allem die sportbezogenen Auktionen hatten, so Eisenbergs These, langfristig eine erhebliche Bedeutung für die Ausbildung und Internalisierung einer markt- und leistungsbezogenen Konkurrenzkultur.

Morten Reitmayer nimmt in seinem Beitrag zu den bundesdeutschen Konkurrenzkulturen nach dem Ende des großen europäischen Nachkriegsbooms exemplarisch zwei Problemkreise ins Visier, um zu überprüfen, ob die zunehmende Diskursdominanz neoliberaler und konkurrenzorientierter Positionen tatsächlich zu einem Wandel von Marktverfassung und Wettbewerbspraktiken in der Bundesrepublik geführt hat. Zum einen geht er der Frage nach, wieweit die bundesrepublikanischen Eliten seit den 1970er Jahren in Selbstwahrnehmung und Fremdzuschreibung als »Leistungseliten« verstanden wurden, die aus einer Konkurrenzauselese hervorgegangen waren. Zum anderen untersucht er die Konkurrenzbedingungen auf dem »neuen Markt« für Unternehmen und Unternehmensbeteiligungen (»Mergers & Acquisitions«). In beiden Fällen lässt sich zeigen, dass die konkreten Praktiken kaum den Idealen der neoliberalen Wettbewerbssemantik mit ihrer Beschwörung freier Konkurrenz entsprachen.

Zu den besonders populären und politisch wirksamen Topoi des jüngeren Wettbewerbsdiskurses in der Bundesrepublik gehörte zweifellos die Krisenendebatte um den »Standort Deutschland«, die *Wencke Meteling* analysiert. Die Debatte setzte in den 1980er Jahren ein, und ihre Argumente prägten nach kurzer Unterbrechung durch die Wiedervereinigungseuphorie die wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Diskussionen der 1990er Jahre. Erst nach 2005 flaute sie merklich ab. Der »Standort«-Debatte lag die Vorstellung einer Welt zugrunde, »in der ganze Staaten im erbitterten Konkurrenzkampf um Beschäftigung, Produkte und Kapital standen«. »Kompetitivität« wurde in dieser wirtschaftsnationalistischen Rhetorik nicht mehr allein auf die Marktposition von Einzelunternehmen bezogen, sondern zu einer Eigenschaft ganzer Staaten und Volkswirtschaften stilisiert: Es gehe darum, »die Wettbewerbsfähigkeit der Gesellschaft zu stärken«, postulierte 1993 der Bundesverband der Deutschen Industrie. Politische und soziale Gerechtigkeitserwartungen mussten aus dieser Sicht hinter den Erfordernissen ökonomischer Wettbewerbstauglichkeit zurückstehen.

Die beiden abschließenden Aufsätze des Bandes befassen sich unter unterschiedlichen Gesichtspunkten mit der Geschichte von Konkurrenzverhältnissen in Wissenschaftsinstitutionen und stellen dabei aktuelle Entwicklungen in längere historische Kontexte. Ausgehend von den jüngsten Debatten um »Eliteuniversitäten« und »Drittmittelrankings« rekonstruiert *Margit Szöllösi-Janze* den Wandel der Wettbewerbspraktiken zwischen deutschen Universitäten während der zurückliegenden zweihundert Jahre. Schon die »klassischen« Universitäten des 19. Jahrhunderts konkurrierten untereinander. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts stand dabei allerdings der interuniversitäre Wettbewerb um die »besten Professoren« im Vordergrund, der durch eine informelle Prestigehierarchie zwischen mehr oder weniger angesehenen Universitäten strukturiert wurde. Erst mit den Hochschulreformdebatten der 1960er Jahre bahnten sich Strukturveränderungen an, die mittelfristig auch den Wettstreit der Universitäten veränderten. Zwar konnten zunächst weder die Diskussionen über privilegierte, forschungsorientierte Universitäten noch die Stärkung der Drittmittelforschung die Gewichte grundlegend verschieben. Allerdings rückte der Wissenschaftsrat immer mehr in die Position eines maßstabsetzenden »Dritten«, der seit den 1980er Jahren die »Verwettbewerblichung« des Hochschulsystems sukzessive förderte. Der entscheidende Dynamisierungsschub setzte in den 1990er Jahren mit der Entstehung eines kompeti-

tiven europäischen Hochschulraums und der Etablierung neuer, privatwirtschaftlicher »Dritter« ein, welche die Universitäten mit Lehr- und Forschungsrankings unter Konkurrenz- und Profilierungsdruck setzten.

Der Beitrag von *Kärin Nickelsen* geht das Problem des Wettbewerbs in den Wissenschaften nicht auf der institutionellen Ebene an, sondern fragt nach dem Verhältnis von Konkurrenz und Kooperation in der naturwissenschaftlichen Forschungspraxis. Ihre Fallbeispiele aus vier Jahrhunderten zeigen, dass die geläufige Vorstellung, die Wissenschaften seien vor allem durch den kompetitiven Forscherehrgeiz einzelner Gelehrter vorangebracht worden, in die Irre führt. Die Autorin betont dagegen, dass Konkurrenz in den Naturwissenschaften oft eng mit der Notwendigkeit zu Austausch und Kooperation verbunden war, die sich in der Geschichte der modernen Naturwissenschaften in ganz unterschiedlichen Formen institutionalisierten: von den Diskursgemeinschaften der frühen Akademien bis zu den kollektiven Forschungspraktiken und Publikationsverfahren internationaler Großforschungseinrichtungen wie dem CERN in Genf. Nicht die isolierte Fokussierung auf das kompetitive Element, sondern die Erforschung der Interdependenz von Konkurrenz und Kooperation verspreche daher neue Einblicke in wesentliche Mechanismen des Wissenschaftsbetriebs.

Es versteht sich von selbst, dass die hier vorgestellten Fallstudien das Thema »Konkurrenz in der Geschichte« nicht umfassend erschließen, sondern allenfalls punktuell sondieren können. Weder Theoriediskussion und Begrifflichkeit noch die empirische historische Forschung befinden sich auf einen Stand, der Synthesen oder gar Bilanzen ermöglichen würde. Hier liegt noch ein weites Feld für interdisziplinäre Bemühungen um Begriffe, vor allem aber für quellengestützte Forschungen. Die intensiven Diskussionen auf der wissenschaftlichen Konferenz, auf der die meisten der hier publizierten Beiträge erstmals vorgestellt und diskutiert wurden, haben das Potential des Themas deutlich erkennen lassen. Die Tagung fand am 22. und 23. November 2012 unter dem Titel »Konkurrenzkulturen in historischer Perspektive. Praktiken – Werte – Institutionalisierung« am »Internationalen Kolleg Morphomata« der Universität zu Köln statt. Das Konzept der Tagung ist im Rahmen der Vorbereitung des von der DFG geförderten Köln-Münchener Forschungsverbundes »Konkurrenzkulturen. Soziale Praxis, Wahrnehmung und Institutionalisierung von Wettbewerb in historischer Perspektive« entwickelt worden, an der die Kölner Historiker